GENDER OPEN REPOSITORIUM

Modernisiertes Patriarchat? Von der heterosexuellen Liebe zwischen ‚Schlampen', ‚Prinzessinnen' und ‚(Nicht-)Rittern', wie sie Jugendliche erzählen

Götsch, Monika

2015

https://doi.org/10.25595/1753

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Götsch, Monika: *Modernisiertes Patriarchat? Von der heterosexuellen Liebe zwischen ‚Schlampen', ‚Prinzessinnen' und ‚(Nicht-) Rittern', wie sie Jugendliche erzählen*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 7 (2015) Nr: 1, 27–42. DOI: https://doi.org/10.25595/1753.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Monika Götsch

Modernisiertes Patriarchat? Von der heterosexuellen Liebe zwischen ‚Schlampen', ‚Prinzessinnen' und ‚(Nicht-)Rittern', wie sie Jugendliche erzählen

Zusammenfassung

Der Begriff des Patriarchats ist aus der Geschlechterforschung fast verschwunden, was jedoch mit dem Blick auf Erzählungen Jugendlicher über die Liebe fragwürdig erscheint. In Gruppendiskussionen und Einzelinterviews wird die Liebe von jugendlichen Real- und Berufsschüler_innen nicht nur als heteronormatives Projekt, sondern auch als patriarchales Projekt erzählt. Heterosexuelle Liebe braucht demnach die Hierarchie zwischen aktiven, dominanten Jungen (‚Rittern' und ‚Nicht-Rittern') und passiven Mädchen (‚Prinzessinnen' und ‚Nicht-Schlampen') ebenso wie scheinbar gleichberechtigte Aushandlungsprozesse. Verwiesen wird damit auf ein modernisiertes Patriarchat, das als gesellschaftliches Herrschaftsverhältnis zwar widersprüchlich, aber dennoch weiterhin wirkmächtig ist.

Schlüsselwörter
Patriarchat, Heteronormativität, Sexualität, Jugendliche, Liebe

Summary

Modernized patriarchy? How adolescents narrate heterosexual love between "sluts", "princesses" and "(non-)cavaliers"

The concept of patriarchy has almost disappeared from gender studies. However, given how adolescents actually narrate love, this appears questionable. In group discussions and interviews adolescents talk about love not only as a heteronormative project but also as a patriarchal project. According to these narratives, heterosexual love needs a hierarchy between active, dominant boys ("cavaliers" and "non-cavaliers") and passive girls ("princesses" and "non-sluts"), as well as apparently equal negotiation processes. These ideas can be interpreted as a reference to a modernized patriarchy which is inconsistent but in fact still remains effective as a form of social dominance.

Keywords
patriarchy, heteronormativity, sexuality, adolescents, love

Wenn Jugendliche über die Liebe erzählen, dann erzählen sie auch von spezifischen Protagonist_innen der Liebe, von ‚Schlampen', ‚Prinzessinnen', ‚Nicht-Rittern' und ‚Rittern', die zugleich Protagonist_innen heteronormativer Geschlechterverhältnisse sind. Im Rückgriff auf gesellschaftliche Diskurse der Individualisierung und Pluralisierung wird die (heterosexuelle)[1] Liebe von den Jugendlichen einerseits zu einem Ort der partner_innenschaftlichen Verantwortung, der Selbstbestimmung und des Glücks. Andererseits charakterisieren sie gerade die heterosexuelle Liebe als Ort der Geschlech-

1 Die Schreibweise ‚(heterosexuelle) Liebe' soll aufzeigen, dass zwar nur über die Liebe erzählt wird, diese aber als zunächst selbstverständlich heterosexuell imaginiert wird – was in der expliziten Benennung der ‚anderen', der homosexuellen Liebe deutlich wird. Zugleich versucht diese Schreibweise, sich der Normalisierung heterosexueller Liebe durch das Nicht-Benennen zu widersetzen.

terdifferenzen und -hierarchien auf besondere Weise: Nur die ungleichen Liebespartner_innen können sich schließlich ideal als heterosexuelles Paar ergänzen (Götsch 2014: 206ff.). Das Liebespaar bzw. die „Liebes-Dyade" (Bethmann 2013: 15) braucht hierfür die Anerkennung in Interaktion mit ihrem sozialen Umfeld (Bethmann 2013). Heterosexuelle Liebe wird von den Jugendlichen in entsprechenden Anerkennungs-Interaktionen erzählt und in einem Spannungsfeld zwischen hierarchischer Geschlechterdifferenz einerseits und modernisierten, gleichberechtigten Geschlechterbeziehungen andererseits angesiedelt. Mit diesen Ergebnissen meiner qualitativen Studie „Sozialisation heteronormativen Wissens" (Götsch 2014) werde ich hier der Frage nachgehen, inwieweit die Erzählungen von Jugendlichen über die (heterosexuelle) Liebe darüber hinaus auf weiter bestehende bzw. möglicherweise veränderte patriarchale Verhältnisse verweisen. Um eine solche Frage zu bearbeiten, braucht es m. E. einen mikrosoziologischen Fokus, der über qualitativ erhobene und rekonstruierte Orientierungsmuster bestimmter sozialer Gruppen einen Rückschluss auf gesellschaftliche Herrschaftsdynamiken und -verhältnisse ermöglicht. So lässt sich im Folgenden zeigen, dass für die Jugendlichen patriarchale Verhältnisse in ihrer Inkonsistenz ein selbstverständliches Moment heterosexueller Liebe sind: Während einerseits die gleichberechtigte Aushandlung der Bedingungen der Liebe postuliert wird, wird andererseits die Hierarchie zwischen aktiven, dominanten Jungen (den ‚Rittern' bzw. ‚Nicht-Rittern') und den passiven Mädchen (den ‚Prinzessinnen' bzw. ‚Nicht-Schlampen') hervorgehoben. Vor diesem Hintergrund plädiere ich schließlich dafür, dass wir uns in der Geschlechterforschung (wieder) mit dem Begriff des Patriarchats als zentrales gesellschaftliches Herrschaftsverhältnis auseinandersetzen sollten – auch bezüglich seiner Widersprüchlichkeiten und Veränderungsfähigkeiten.

Modernisierbares Patriarchat?

Der einstige zentrale feministische Begriff des Patriarchats, als Ausgangspunkt einer grundlegenden Gesellschaftskritik, ist fast in Vergessenheit geraten und wird aktuell in der Geschlechterforschung nur noch von wenigen (bspw. Cyba 2008; Klinger 2008) verwendet. Mit dem Begriff des Patriarchats wurde analog zum Begriff des Kapitalismus eine Beschreibung der (zwei)geschlechtlichen Ausbeutungsverhältnisse möglich (Klinger 2004: 90). Ganz allgemein wurde mit Patriarchat zunächst die ‚männliche' Dominanz in Zusammenhang mit ‚weiblicher' Abhängigkeit und Unterordnung definiert (Cyba 2008: 17). Entsprechend bezeichnet Sylvia Walby Patriarchat „as a system of social structures and practices in which men dominate, oppress and exploit women" (Walby 1990: 20). Angesprochen wird damit einerseits das Patriarchat als Gesellschaftsstruktur, als spezifische Form der Geschlechterverhältnisse, als vergeschlechtlichtes Phänomen sozialer Ungleichheiten, Macht- und Diskriminierungsverhältnisse; andererseits aber auch konkret: Frauen als Opfer und Männer als Akteur_innen patriarchaler Praktiken und Gewalt. Im Zuge der weiteren Auseinandersetzungen mit Geschlechtertheorien wurde der Patriarchatsbegriff als universalistisch und statisch zurückgewiesen, das Spannungsverhältnis von Struktur und Handlung sowie die Handlungsoptionen von

Frauen würden mit diesem Konzept vernachlässigt, so die Kritik (Pollert 1996: 639ff.). Mit dem darauf folgenden Fokus auf die Herstellungsprozesse von Geschlecht wurde jedoch zugleich der „Blick auf die sozialstrukturelle Dimension der Geschlechterverhältnisse nachhaltig verstellt" (Klinger 2004: 103). Die Marginalisierten werden nun nicht mehr als durch Herrschaftsverhältnisse unterdrückt angesehen, sondern sind

> „mit der Norm und Normalität einer grundsätzlich gerecht eingerichteten und hauptsächlich richtig funktionierenden Gesellschaft konfrontiert, der gegenüber sie als mit einem spezifischen Problem behaftet zu sein scheinen, mit einer Art – sei es fremd-, sei es selbstverschuldeter – ‚Behinderung' einem ‚*handycap*', das es mit wohlfahrtsstaatlich-sozialtechnologischen Mitteln zu bearbeiten gilt, sofern es nicht letztlich doch als Schicksal an- und hingenommen werden muss" (Klinger 2008: 58).

Damit verweist Cornelia Klinger implizit auch auf die veränderten Funktionsweisen des Patriarchats, die es als spezifisches Herrschaftsverhältnis der Geschlechter vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen zu analysieren gilt, ohne den Begriff des Patriarchats zu suspendieren.

In diesem Sinne und in Rückgriff auf die Kritik u. a. von Anna Pollert (1996) möchte ich im Folgenden das Patriarchat als historisch-kulturelles Herrschaftsverhältnis bestimmen, das vergeschlechtlichte (bipolare und hierarchische) Strukturen sowie interdependent dazu Wahrnehmungs- und Handlungsmuster re-produziert und das als symbolische Gewalt (Bourdieu 2005) sowie durch Normalisierungen und Othering (Engel 2008; Dietze 2009) seine Wirkmächtigkeit entfaltet. Fokussiert werden hierfür Widersprüchlichkeiten, die in besonderer Weise auf Veränderungen und aktuelle, teils paradoxe gesellschaftliche Entwicklungen (Klinger 2008; Maihofer 2007) – folglich auch auf ein sich wandelndes, aber nicht obsoletes Patriarchat – verweisen. Wenn im Weiteren von Frauen und Männern bzw. von Weiblichkeit und Männlichkeit die Rede ist, dann sind diese Kategorien nicht als essentialisierende Bezeichnungen einer homogenen Gruppe mit einer kohärenten Identität zu verstehen. Vielmehr geht es darum, das Patriarchat als vergeschlechtlichtes Herrschaftsverhältnis zu beschreiben – das für (geschlechtlich) verschiedene Menschen unterschiedliche Bedeutungen hat, sich aber immer an Heteronormativitäten orientiert. Damit setze ich mich bewusst dem Dilemma aus, einerseits Heteronormativität nicht reifizieren, andererseits patriarchale Herrschaftsverhältnisse benennen zu wollen (vgl. Degele/Götsch 2014: 40), was ohne entsprechende Kategorien, die die Herrschenden und Beherrschten bezeichnen, nicht möglich ist. „Wenn gefragt wird, wie Machtrelationen grundlegende Organisationsprinzipien gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion strukturieren und sich darin auch reproduzieren, so liegt der Fokus hier auf der Relation und deren Funktionsweise und nicht, oder zumindest nicht primär, auf der Frage, welche Mitglieder sich an den jeweiligen Polen versammeln" (Soiland 2012: 9).

In der (heterosexuellen) Liebe – wie sie u. a. von den Jugendlichen erzählt wird – zeigt sich die Wandelbarkeit des Patriarchats, nicht aber dessen Bedeutungslosigkeit. „In krassem Missverhältnis zur Humanisierung und Verinnerlichung, zur Romantisierung und Sentimentalisierung, zur Emotionalisierung und Erotisierung der sozialen Nahbeziehungen unter dem Vorzeichen der modernen Idee von Liebe, bleibt es bei der alten Ungleichverteilung der Kosten und Nutzen zwischen den Geschlechtern" (Klinger 2008: 46). Das heterosexuelle Liebespaar ist demnach mit widersprüchlichen und am-

bivalenten Geschlechterverhältnissen konfrontiert, die zwischen „Liebe und (Verfügungs-)Gewalt“ sowie zwischen „(Zwischen-)Menschlichkeit und Herrschaft“ (Klinger 2008: 47) oszillieren, in ihrer Modernisierung aber patriarchale Verhältnisse aufrechterhalten. Im Zuge der Modernisierung bzw. Enttraditionalisierung und der damit einhergehenden Rollen- Erosion sind für die Verteilung von Aufgaben in der heterosexuellen Liebesbeziehung Aushandlungsprozesse notwendig geworden. „Patriarchale Entscheidungsmuster“ (Cyba 2000: 164), wonach bestimmte Dinge der Mann entscheiden sollte, traditionalistische Vorstellungen und ungleich verteilte Ressourcen führen jedoch zu „asymmetrischen Aushandlungsprozessen“ (Cyba 2000: 162), sodass Aufgaben zu Ungunsten von Frauen verteilt werden und Männer spezifische Privilegien erhalten, ohne Frauen bewusst auszubeuten. Das Patriarchat funktioniert demnach nicht mehr über legitimierte männliche Gewalt sowie rechtliche Regelungen und Sanktionen, sondern vielmehr über spezifische Formen des Ein- und Ausschlusses. Entsprechend konstatiert Antke Engel, dass „in spätmodernen Gesellschaften […] die Regulierung von Geschlecht und Sexualität nicht mehr überwiegend durch Verbot und Repression, sondern durch Normalisierung und Integration“ (Engel 2008: 43) erfolgt. Eine Form der geschlechtlich-rassifizierten Normalisierung zeigt sich im Okzidentalismus, indem die ‚westliche‘ Welt das scheinbar abgeschaffte Patriarchat und die vorgeblich erreichte Gleichstellung der Geschlechter betont und sich zugleich von der angenommenen Unterdrückung muslimischer Frauen im Sinne eines negativen Gegenhorizontes abgrenzt. Damit wird die eigene Fortschrittlichkeit, das eigene Modern-Sein hervorgehoben, tatsächliche (vergeschlechtlichte) Ungleichheitsverhältnisse werden verschleiert und eine „kulturelle Überlegenheit“ (Dietze 2009: 24) gegenüber dem ‚Orient‘ wird hergestellt (Dietze 2009).

Mit Pierre Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt lässt sich darüber hinaus zeigen, wie und dass sowohl Männer als auch Frauen in die Re-Produktion des Patriarchats bzw. der männlichen Herrschaft (Bourdieu 2005) involviert sind. Da Bourdieu zudem in seinem relationalen Anspruch Struktur und Praxis als interdependent betrachtet (Bourdieu 1993: 97ff.), ist er in Anbetracht der Kritik, mit dem Patriarchatsbegriff sei das Konzept einer starren Struktur verbunden, m. E. in besonderer Weise anschlussfähig. Symbolische Gewalt ist „jene sanfte, für ihre Opfer unmerkliche Gewalt, die im Wesentlichen über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens oder, äußerstenfalls des Gefühls ausgeübt wird“ (Bourdieu 2005: 8). Damit wird deutlich, dass Ungleichheitsverhältnisse im Verständnis Pierre Bourdieus nicht nur aufgezwungen, sondern auch erduldet werden. Sie werden in anerkennenden Praxen re-produziert, und sind damit zugleich Effekt und Konstruktionsmodi symbolischer Gewalt. Grundlage für das historisch kontingente Patriarchat ist die kulturell und sozial hergestellte zweigeschlechtliche, bipolare, androzentrische und hierarchische Einteilung von Menschen und Welt, die zugleich naturalisiert wird. Das Patriarchat wird damit zu einem inkorporierten, selbstverständlichen und scheinbar unhinterfragbaren Wissen, zu unbewussten „Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata“ (Bourdieu 2005: 14). Das Patriarchat scheint folglich eine unvermeidliche Selbstverständlichkeit, die den Menschen nicht äußerlich ist, sondern sich in ihrem Denken, Handeln und ihren Körpern manifestiert und objektiviert. „Die symbolische Macht kann ihre Wirkung nicht ohne Beitrag derer entfalten, die ihr unterliegen und die ihr nur deshalb unterliegen, weil sie sie als solche *konstruieren*“ (Bourdieu 2005: 74,

Hervorh. i. O.). Da auch die Beherrschten die herrschenden patriarchalen Kategorien auf sich selbst anwenden, setzen sie sich zugleich der eigenen Abwertung aus, beispielsweise wenn heterosexuelle Frauen sich einen größeren Liebespartner wünschen. Jedoch auch die Beherrschenden, die von ihr profitieren, sind der männlichen Herrschaft unterworfen: Sie müssen die Herrschaft beanspruchen und sie ausüben, wollen sie als Männer erkannt und anerkannt werden. Die Männer müssen, so Bourdieu (2005: 90ff.), die Machtspiele lieben – die Frauen müssen die macht-spielenden Männer lieben. Die heterosexuelle Liebe zeigt sich als patriarchale Beziehung, indem Männer diese mit Eroberung und Besitz verbinden (müssen) und Frauen mit emotionalen Erfahrungen.

„Wenn die Sexualbeziehung als Herrschaftsverhältnis erscheint, dann deshalb, weil sie anhand des fundamentalen Einteilungsprinzips zwischen dem Männlichen, Aktiven, und dem Weiblichen, Passiven konstruiert wird und weil dieses Prinzip den Wunsch hervorruft, ausformt, ausdrückt und lenkt, den männlichen Wunsch als Besitzwunsch, als erotisierende Herrschaft und den weiblichen Wunsch als Wunsch nach männlicher Dominanz, als erotisierte Unterordnung oder gar, im Extremfall, als erotisierende Anerkennung der Herrschaft" (Bourdieu 2005: 41).

Selbst scheinbar gleichwertig ausgehandelte (hetero)sexuelle Aktivitäten sind ein Akt patriarchaler Herrschaft, denn der männliche Genuss bedeutet Macht über den weiblichen Genuss, d. h. den weiblichen Genuss aktiv hervorzurufen und zu genießen. Frauen stehen damit Männern immer noch zur Verfügung. Dies zeigt sich auch darin, dass Frauen zwar ein freierer Umgang mit ihrem Körper zugestanden wird, jedoch völlig abhängig von „männlichen Gesichtspunkten" (Bourdieu 2005: 52). Frauen orientieren sich demnach immer zunächst an männlichen Erwartungen, ihr eigenes Dasein realisiert sich über das Wahrgenommen-Werden durch andere, was sie in eine symbolische Abhängigkeit versetzt. Frauen sollen Männern gefallen, sie bezaubern und zugleich ihren Verführungsversuchen widerstehen. Frauen, die sich wie Männer (beispielsweise sexuell aktiv) verhalten, verlieren ihre Weiblichkeit und untergraben das „Naturrecht der Männer" (Bourdieu 2005: 120). Es ist gerade diese symbolische Macht des Patriarchats, die sich in den Erzählungen der Jugendlichen offenbart, wie ich es im Weiteren zeigen werde.

Erzählte (heterosexuelle) Liebe, erzähltes Patriarchat – Anmerkungen zur Methode

Die Grundlage der weiteren Ausführungen sind Auszüge aus meiner Studie zur „Sozialisation heteronormativen Wissens" (Götsch 2014). Hierfür wurden mit 51 Real- und Berufsschüler_innen einer ländlichen Kleinstadt im Alter zwischen 12 und 20 Jahren 14 Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Gruppen waren altershomogen (12- bis 14-Jährige; 15- bis 16-Jährige und 17- bis 20-Jährige), teils geschlechtshomogen, teils geschlechtsheterogen. Mit elf der älteren Gruppendiskussionsteilnehmer_innen wurden ergänzend biografisch-orientierte Einzelinterviews erhoben. Zudem füllten alle Jugendlichen einen Fragebogen zu ihren soziodemografischen Daten sowie ihren sexuellen Erfahrungen aus. Obwohl die Jugendlichen in den Gruppendiskussionen durchgängig die Sprecher_innenposition weißer, nicht migrantischer und heterosexueller Mädchen oder Jungen einnehmen und sich kollektiv von Muslim_innen, Homosexuellen und

Hauptschüler_innen als den ‚Anderen' abgrenzen, wird aus den Fragebögen deutlich, dass sich einige Jugendliche außerhalb des Gruppenkontextes selbst anders, d. h. als migrantisch (nicht weiß) und/oder homo- oder bisexuell positionieren. Die Gruppendiskussionen wurden mit der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2007: 31ff.; 129ff.) ausgewertet und mit den Interviews kontrastiert. In einer komparativen Analyse sowie einer sinngenetischen Typenbildung (Nohl 2012: 51ff.; Kelle/Kluge 2010: 86) der Gruppendiskussionen und Interviews wurden die wesentlichen Deutungsmuster der Jugendlichen herausgearbeitet und als sieben zentrale Erzählungen (s. u.) rekonstruiert. Die Jugendlichen positionieren sich und andere in den Gruppendiskussionen und Interviews auch als Mädchen oder Jungen, was im Folgenden ebenso wiedergegeben wird, um die Identitätskonstruktionen auf der Sinnebene der Jugendlichen zu illustrieren. Diese geschlechtlichen Markierungen sind zugleich Erzählungen bzw. beinhalten Mythen über Geschlecht sowie (nicht) hierarchische Geschlechterverhältnisse und offenbaren Wissensformationen über gesellschaftliche Ordnungsmuster. Die Studie geht der Frage nach, wie Jugendliche Heteronormativität als sozialisierende und sozialisierte Praxen wissen. Ein zentrales Ergebnis ist, dass die Jugendlichen dafür geschlechts- und altersunabhängig immer wieder auf die gleichen (heteronormativen) Erzählfiguren zurückgreifen und in spezifischen, widersprüchlichen, mythenhaften Erzählungen ihr Wissen über die geschlechtlich-sexuelle Welt verhandeln (Götsch 2014: 113ff.). Erzählungen werden hier als narrative Interaktionsprozesse und soziale Praxen verstanden, die u. a. im Rückgriff auf Analogien und Metaphern ordnende und sinnhafte Erkenntnis- und Erklärungsmuster für das Verstehen der heteronormativen Welt bereithalten (Fludernik 2010: 9f.; Kabasci 2009). In Form von ‚Mythen', im Sinne tradierter Erzählungen, reproduzieren die Jugendlichen Relevanzrahmen, um (eigene und andere) Erfahrungen zu bewerten, zu legitimieren und einzuordnen (Mader 2008: 15ff.). Zugleich dienen diese Erzählungen dazu, sich über das ‚richtige Wissen' auszutauschen und rückzuversichern. Die sieben zentralen Erzählungen der Jugendlichen handeln: 1) „Von der Sexualität ‚Früher' und ‚Heutzutage', 2) „Vom Reif-Werden und (Un)Reif-Sein", 3) „Vom optimierbaren Körper", 4) „Von Geschlechterbeziehungen zwischen Nähe und Distanz", 5) „Von ernsthafter Liebe und ‚Sex' mit Spaß", 6) „Von Prinzessinnen und Rittern", 7) „Von der ‚Schlampe'" (Götsch 2014: 113ff.).

Heterosexuelle Liebe als pluralisiertes Projekt

Die Jugendlichen konnotieren (heterosexuelle) Liebe mit Ernsthaftigkeit, die anderen Bedingungen unterliegt, als (hetero)sexuelle Aktivitäten ohne Liebe. Voraussetzung für eine ‚echte' (heterosexuelle) Liebesbeziehung sind demnach ‚wirkliche' Liebesgefühle, Vertrauen und Einfühlungsvermögen für die_den Partner_in und nicht nur oberflächliche Emotionen oder eine rein körperliche Beziehung. Sexualität ist Ausdruck der Liebe, ohne dass Sexualität das Motiv der Liebe ist. Anders als bei (heterosexuellen) Aktivitäten ohne Liebe geht es nicht um den eigenen sexuellen Spaß, sondern um die gemeinsame Befriedigung und das gemeinsame Erleben, um das gemeinsam geteilte Glück. (Heterosexuelle) Liebe erscheint nach diesen Erzählungen der geschlechtsneutralen Gemeinsamkeit zunächst keine heteronormative Machtbeziehung zu Ungunsten

der Mädchen und Frauen bzw. zu Gunsten der Jungen und Männer zu sein. Wenn es um Liebe geht, sind vergeschlechtlichte Machtverhältnisse für die Jugendlichen erst einmal nicht erzählbar. Dies würde der Logik der modernen (heterosexuellen) Liebe widersprechen, als deren Kennzeichen Normen wie die freie Wahl und partner_innenschaftliche Aushandlungen hervorgehoben werden (Götsch 2014: 206ff.).

Vom restriktiven ‚Früher' und individualisierten ‚Heute'

In Abgrenzung zu einem imaginierten ‚Früher', das als von restriktiven, bipolaren Geschlechterrollen geprägt erzählt wird, die einem geregelten Muster folgen mussten, konzipieren die Jugendlichen heutige Geschlechtlichkeiten als variabel und veränderlich. Heterosexuelle Liebesbeziehungen waren demnach früher von geschlechtsspezifischen Rollenbildern beherrscht, die Frauen reproduktive Arbeiten im Privaten und Männern Erwerbsarbeiten in der Öffentlichkeit sowie die Familienernährerrolle zugeschrieben haben. Früher waren die Geschlechterverhältnisse in der Logik der Jugendlichen also patriarchale Verhältnisse. Entsprechend stellt eine Gruppe von Siebtklässler_innen das klar geregelte ‚Früher' einem pluralen ‚Heute' gegenüber:

C: ich glaub für manche- (schau mal) früher war's mehr so dass dann eher der mann (.) oben war. @ denk ich mal so.
F: (mhm)
C: und dann auch wahrscheinlich nur dann missionarsstellung gemacht wurde
F: j a eben.
[…]
C: und heute denk ich, ist des eigentlich egal. (.)
?: ja.
C: da macht man des (???).
F: da macht man Alles durch. @

Geschlechtsstereotypen scheinen heute nicht mehr wirkmächtig zu sein, Geschlechterrollen haben sich vermischt, Mädchen und Jungen können weiblich oder männlich ebenso wie homo-, bi- oder heterosexuell sein. Wie dies im obigen Beispiel deutlich wird, werden die Rollen in heterosexuellen Liebesbeziehungen nicht mehr als geschlechtsspezifisch zugewiesen, sondern als Produkt von Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen dargestellt. Entsprechend des von den Jugendlichen formulierten modernen Paradigmas der ‚freien Wahl' scheinen heute Liebespartner_innen, Sexualpartner_innen, sexuelles Begehren und Geschlechtlichkeiten individuell gestaltbar. Insbesondere Sexualität als wichtiges Moment der Liebe bietet vielerlei Möglichkeiten der Wahl: „Jeder hat seine Vorlieben, jeder muss wissen, was er will. Manche stehen auf Männer, manche auf Frauen, manche stehen auf beides, wie auch immer", so eine Gruppe von Neuntklässlern. Maßstab für entsprechende Entscheidungen sind, das wird mit diesem Zitat deutlich, die eigenen Bedürfnisse. Ziel ist das persönliche Glück, so diese Gruppe weiter: „Jeder kann seine eigenen Entscheidungen treffen, wie er das macht. Einer mag's so, der andere so". Individuen sollen und können sich, so die Jugendlichen, (selbst)bewusst für ein glückliches Sexual- und Liebesleben entscheiden. Das Glücklichsein liegt dann ganz allein im Ermessen jede_r Einzelnen. Entsprechend

der wahrgenommenen Möglichkeiten unterschiedlichster und vielfältiger Beziehungsformen, Liebesverhältnisse und sexueller Praktiken stellen die Jugendlichen die Liebe als hochgradig individualisiert dar: Liebespartner_innen können sexuelle Handlungen entsprechend ihrer Bedürfnisse und ihres Gutdünkens gestalten, da sie ja individuelle – nicht heteronormativ geprägte – Individuen sind. Eine Gruppe von Neuntklässlern diskutiert, dass heterosexuelle Liebespartner_innen unabhängig von Geschlecht verschiedene Eigenschaften und Bedürfnisse haben können:

B: ich denk beide können des machen was sie für richtig halten
A: L kommt drauf an auf den typ her je nach dem,
C: eben was man mag.
B: L eben.
C: is ja jeder anders
B: L ja eben (.) zum beispiel was weiß ich wenn einer
A: L einer steht auf
B: L eher romantisch ist
A: L wenn einer eher dominant is
B: ja
A: der andere weiß ni::t halt
B: L °(eher) romantisch°
A: L anders @
B: es kommt auf den menschtyp halt drauf an wie er is (.) oder sie.

Als ebenso frei und geschlechtsunabhängig wählbar wie sexuelle Aktivitäten und Liebes- bzw. Sexualpartner_innen erscheinen den Jugendlichen biografische Entscheidungen wie die erste (hetero)sexuelle Beziehung oder die Familiengründung. Auch hierfür berufen sich die Jugendlichen auf den negativen Gegenhorizont des patriarchalen ‚Früher', wo der Lebenslauf und die Liebesbiografie geschlechtsspezifisch vorgegeben waren. Analog zu ‚Früher' werden von den Jugendlichen als weiterer negativer Gegenhorizont muslimische Frauen herangezogen, die als „immer noch" unterdrückt markiert werden. Das von vielen Jugendlichen formulierte ‚immer noch' verweist auf das Modernisierungsparadigma der Jugendlichen, wonach es noch Tradiertes gibt, das sich aber in ein Modernes umwandeln kann bzw. sich immer noch nicht modernisiert hat. Die Erzählfigur der zwangsverheirateten Muslima, die sich nicht offen verlieben darf, die weder sexuelle Aktivitäten noch Sexualpartner_innen frei wählen kann, dient den Jugendlichen auch dazu, sich der eigenen Modernität, der eigenen Möglichkeiten der freien Wahl zu vergewissern (Götsch 2014: 114ff.).

Von Eigenverantwortlichkeit und partner_innenschaftlichem Aushandeln

Entsprechend der Erzählungen der Jugendlichen ist die moderne (heterosexuelle) Liebe durch die Selbstbestimmtheit und Eigenverantwortung der Liebespartner_innen gekennzeichnet. Jede_r Partner_in kann demnach individuelle (sexuelle) Wünsche, Bedürfnisse und Interessen haben, die eventuell konflikthaft divergieren. Da die Liebe zugleich als harmonisches, gemeinsames Projekt des Liebespaares dargestellt wird, erscheint es logisch, dass Entscheidungen, beispielsweise darüber, wie und wann sexuelle Aktivitäten

auszugestalten sind, einvernehmlich getroffen werden müssen. Die Jugendlichen postulieren entsprechend die Norm der Aushandlung (vgl. Schmidt 1998: 11) in (heterosexuellen) Liebesbeziehungen. Demnach richten sich sexuelle Handlungen nach den Vorlieben der Einzelnen, kaum nach gesellschaftlichen Normen. So besteht wiederum eine Gruppe von Neuntklässern darauf, dass die verschiedenen (heterosexuellen) Bedürfnisse, die es auszuhandeln gilt, nicht geschlechtsspezifisch, sondern individuell sind:

A: (.) man kann sich ja immer noch auf was bestimmtes absprechen oder (.) wenn (die) verschiedener meinung sind.
C: ich denk mal es kommt jetzt nicht auf das geschlecht an, sondern auf die person, was man eben will.
B: ja. genau.

Bezüglich Sexualität ist in modernen, heterosexuellen Liebesbeziehungen, das wird in der obigen Gruppendiskussionspassage schon angedeutet, fast nichts unmöglich. Als eigenverantwortliche Individuen müssen die Partner_innen sich offen über ihre Bedürfnisse austauschen und sich über Alltagsaufgaben genauso wie über (sexuelle) Aktivitäten einvernehmlich einigen. Heterosexuelle Aktivitäten müssen auf Gleichberechtigung und Freiwilligkeit beider Partner_innen basieren, so die von den Jugendlichen formulierte Norm. Entsprechend diskutiert das auch eine Gruppe von Neuntklässlerinnen, die das gegenseitige Einverständnis hervorheben und zugleich Überredung und Zwang hinsichtlich unterschiedlicher Sexualpraktiken ablehnen:

A: ja (.) (??) ä::h freiheiten. (.) können sie ja selber bestimmen.
B: es können- also wenn- (.) wenn die des- wenn des beide wollen, dann ja. wenn aber einer sagt ich will das nicht, dann muss man die meinung von demjenigen- dann muss der andere halt die meinung von dem akzeptieren. man kann nicht- man kann einen dann nicht dazu überreden oder zwingen oder so. (.)
A: ja.
B: es müssen dann schon beide damit einverstanden sein. (.)

Die notwendigen Aushandlungsprozesse werden von den Jugendlichen in ihrer modernen Gleichstellungslogik geradezu idealisiert. Moderne Aushandlungen in Liebesbeziehungen sind demnach von einer Akzeptanz und Empathie bezüglich der Wünsche und Grenzen der Partner_innen ebenso bestimmt wie von Gleichberechtigung. Entsprechend diskutiert das auch eine Gruppe von Berufsschülern, wobei der zwischen den Partner_innen gleich verteilte ‚Spaß' zum Maßstab erhoben wird:

A: denk, wenn ne- wenn ne frau äh (2) jetzt gleichberechtigung isch, dann sollten immer BEIDE PARTNER immer selben viel spaß haben oder versuchen, dass sie immer gleich viel spaß haben (2) dass keiner irgendwie mehr macht für den anderen (.) wie (5)
C: oder abwechslung. einmal macht der eine, einmal macht der andere
A: ja, kann auch sein, dass (.)
C: L des wär natürlich au was (2)
A: °awer es gibt natürlich° denk mal dass keiner für den anderen mehr machen sollte wie- oder dass es immer gleich viel wie- dass (?) versuchen sollte, dass es immer
B: Lhey (???)
A: Lausgeglichen isch
C: eben, dass- eben, dass s gleichberechtigt isch. würd ich auch sagen (2) nicht, dass die frau mehr machen soll oder der mann mehr machen soll (4)

Nur wenn entsprechende Aushandlungen konsensuell gelingen, werden die sexuellen Aktivitäten von den Jugendlichen als gelungen bewertet. Auch hier greift dann schließlich wieder der negative Gegenhorizont anhand der Erzählfigur der zwangsverheirateten Muslima, die keinen Aushandlungsspielraum hat und sich den Geboten verschiedener Männer (Vater, Bruder, Ehemann) unterwerfen muss. Selbst wenn den Jugendlichen eigene Aushandlungsprozesse nicht so gleichberechtigt gelingen, wie sie es postulieren, sind sie in dieser Logik doch noch moderner als die muslimischen ‚Anderen'. Die ‚Anderen' sind darüber hinaus Homosexuelle, die, so die Jugendlichen, in der modernen Welt toleriert werden (müssen) – eine Toleranz, die das patriarchal organisierte, heterosexuelle Paar zugleich normalisiert (Götsch 2014: 206ff.). Offen bleibt bei diesen vermeintlich geschlechtsneutralen Postulaten, ob diese nicht doch patriarchal unterlegt sind.

Heterosexuelle Liebe als patriarchales Projekt

Im Widerspruch zu den vorangegangenen Erzählungen, die die moderne, gelungene (heterosexuelle) Liebe als ein Projekt zwischen zwei gleichberechtigten und eigenverantwortlichen Partner_innen darstellen, die ihre frei wählbaren Bedürfnisse und Interessen konsensuell aushandeln, wird von den Jugendlichen über die Liebe zwischen ‚Prinzessinnen' und ‚Rittern' bzw. ‚Nicht-Rittern' sowie von der ‚Schlampe' erzählt. Diese Erzählfiguren der Liebe werden heteronormativ und patriarchal-hierarchisch aufgeladen und sind für die Jugendlichen neben der modernisierten, geschlechtergerechten Liebe offensichtlich ebenso eine erzählbare ‚Realität' (Götsch 2014: 224ff.).

Von passiven ‚Prinzessinnen' und rücksichtsvollen ‚Rittern'[2]

Mit der Figur der ‚Prinzessin' imaginieren die Jugendlichen ein heteronormatives Idealbild von Weiblichkeit: Die ‚Prinzessin' ist demnach im Besonderen auf ihre körperliche Inszenierung als Mädchen bedacht, Insignien hierfür sind „lange Haare", „hohe Schuhe", „schöne Ohrringe", wie das eine Gruppe von Neuntklässlerinnen beschreibt. Offen bleibt, ob damit auch männliche und homosexuelle Mädchen beschrieben werden. Ziel des aufwändigen Körperstylings ist es, so die Jugendlichen, für Jungen attraktiv und hetero-sexy zu sein. In einer Liebesbeziehung brauchen ‚Prinzessinnen' Geborgenheit, Vertrauen und Zärtlichkeit, denn sie sind „weicher" und „romantischer" (als Jungen). Der sie ideal ergänzende, heterosexuelle Liebespartner ist für die ‚Prinzessin' der ‚Ritter': Er ist „voll fürsorglich", „freundlich", „sozial" und „hilfsbereit" und ein „ganz sensibler Mann", wie das in den verschiedenen Gruppen zum Ausdruck gebracht wird. Der ‚Ritter' ist empathisch und respektvoll hinsichtlich der Bedürfnisse seiner Liebes-

2 Die Erzählfigur der ‚Prinzessin' wurde von den Jugendlichen selbst eingebracht, in Zusammenhang mit heteronormativen ‚weiblichen' und zugleich positiv bewerteten Attributen. Als ideal ergänzenden Liebespartner beschreiben die Jugendlichen rücksichtsvolle und empathische Jungen, dieser Erzählfigur habe ich in Anlehnung an die ‚Prinzessinnen' den Namen ‚Ritter' gegeben, nicht zuletzt, weil diese Jungen im herkömmlichen Sinne ‚ritterlich' erscheinen (vgl. Götsch 2014: 224).

partnerin. Die Initiative für eine heterosexuelle Liebesbeziehung muss vom ‚Ritter' ausgehen, „der Junge sollte das Mädchen fragen", jedoch ohne sofort eine sexuelle Beziehung zu avisieren: „Natürlich sollte der Junge schon auf dich warten, also nicht gleich Sex haben", so eine Gruppe von Siebtklässler_innen. Darüber, dass sich die Jungen als rücksichtsvolle ‚Ritter' positionieren bzw. sich von ‚Nicht-Rittern' abgrenzen und die Mädchen als ‚Prinzessinnen' diese Rücksicht erwarten, wird zugleich eine spezifische Männlichkeit und Weiblichkeit hergestellt und hierarchisch miteinander in Beziehung gesetzt. Dies wird u. a. in der Gegenüberstellung der beiden folgenden Gruppendiskussionspassagen, zunächst die einer Gruppe von Berufsschülerinnen und im Anschluss die einer Gruppe von Berufsschülern, deutlich:

C: doch wirklich es gibt zum beispiel (1) diese jungs AY ALTER (.) ich HASS @so was@ @das turnt voll ab@
D: ne muss schon halt (2) da gibt's nicht so ne weib mach mal des oder so sondern (.) der körper muss gut (.) halt für MICH (1) körperbau (.) schlau im kopf, muss au (.)
C: Lgroße hände
D: sozial hal- was heißt sozial sein, ähm (.) hilfsbereit und so (.) muss einem auch entgegen kommen
C: er muss dich beschützen können so nen großer NICH so ein WEICHei ich mag auch keine weicheier (.) @lachen@ aber ich mag au nicht die übertriebenen (.) diese schläger (.) die mag ich auch nicht
D: Lich hau dir gleich eine rein oder so, gä
C: @1@
D: so ganz schlimm
C: °ja (3) ja genau°

Während die Mädchengruppe einer Berufsschulklasse (oben) im Abgleich mit den negativen Gegenhorizonten eines dominanten („weib mach mal") und gewalttätigen („schläger", „ich hau dir gleich eine rein") Jungen einerseits und eines „Weichei"-Jungen andererseits den ‚Ritter' als beschützenden, hilfsbereiten und klugen Jungen beschreibt, positioniert sich die Jungengruppe einer anderen Berufsschulklasse (unten) genau als derartige ‚Ritter' in einer Liebesbeziehung, in Abgrenzung zum „Obermacker". Der entsprechende ‚Nicht-Ritter' wird in beiden Gruppen mit der Formulierung „ (Weib) mach mal" als befehlender Egoist markiert, wohingegen der ‚Ritter' nicht (nur) auf seine eigene sexuelle Befriedigung abzielt, sondern auf die der Liebespartnerin:

A: wenn ich ne frau lieb, dann sollte auch des ziel sein, dass sie halt @au spaß@ hat, denk ich mal (2)
C: bei dir?
B: ja stimmt schon was er sagt
C: ja, bei mir schs au so-
A: also, denk net, dass du dann so irgendwie der obermacker (?) ja, mach mal un so (.)
[…]
A: richtiger sex also äh (2) des is erfüllung äh (.) sag ich mal sexuelle erfüllung isch einfach richtiger sex, wenn ma dann (.) sag ich mal die person richtig liebt, ma kann mit der dann praktisch, des isch dann auch ne- ähm ne harmO:Nische sache un ma hat (.) n orgasmus un die- mann un die frau, die beide sin halt einfach glücklich danach. denk mal schon, dass es dann richtiger sex isch (2)
B: ja, wenn ma halt sexuell voll befriedigt isch, dann würd ich sagen, dass (2) ja, dass °dann richtiger sex wär einfach° (.)
C: ja eben, des steht bei mir au so, bei mir steht im vordergrund nicht meine eigene sexuelle befriedigung, sondern die- s- befriedigung meiner partnerin in ner beziehung auf jeden fall (2) steht bei mir eher im vordergrund.

Als negativer Gegenhorizont für den ‚Ritter' dient den Jugendlichen, wie dies in den obigen Passsagen bereits anklingt, der ‚Nicht-Ritter', von dem sie sich vehement als herkömmlich patriarchal sowie klassiziert abgrenzen. Während ‚Ritter' gebildeter erscheinen, weil sie die Realschule oder das Gymnasium besuchen, werden ‚Nicht-Ritter' mit „unreifen" Hauptschülern aus dem „Ghetto" assoziiert, so eine Gruppe von Neuntklässler_innen. Der ‚Nicht-Ritter' ist demnach „sehr grob", „perverser", „egoistisch" sowie ein „Schläger", „Macho", „Pascha" und „Obermacker" (s. o.), der explizit auf eine tradiert-patriarchale Rollenverteilung in einer heterosexuellen Liebesbeziehung besteht und die Liebesbeziehung unverhohlen dominiert. Bezüglich sexueller Aktivitäten setzt er ausschließlich und rücksichtslos seine eigene sexuelle Befriedigung durch. Er lässt sich von seiner Partnerin sexuell „bedienen", ohne sich emotional in der Beziehung zu engagieren. Der ‚Nicht-Ritter', der in der Logik der Jugendlichen lediglich ‚Sex' für seinen eigenen Spaß, aber keine ernsthafte Liebesbeziehung eingehen will, kann die Partnerin, die ihn liebt, zu sexuellen Handlungen nötigen, die sie eigentlich nicht will: „dann denkst du, nein ich lieb ihn, ich muss es irgendwie machen", so eine Gruppe von Neuntklässlerinnen. Mit ihrer Liebe sind die ‚Prinzessinnen' den ‚Nicht-Rittern' ausgeliefert. Die Jugendlichen erzählen die Liebe zwischen ‚Prinzessinnen' und ‚Rittern' bzw. ‚Nicht-Rittern' als eine heterosexuelle Liebe zwischen vorgeblich naturgegeben differenten Partner_innen. Es sind demnach die unterschiedlichen sexuellen Bedürfnisse, die Mädchen und Jungen zu Verschiedenen machen: Während die Mädchen Zärtlichkeit, Gefühle und Zeit für sexuelle Aktivitäten brauchen, wollen die Jungen lediglich eine schnelle sexuelle Befriedigung. Zugleich wird den Jungen in einer patriarchalen Logik der aktive Part, den Mädchen der passive Part in Liebes- und sexuellen Beziehungen zugewiesen. Entsprechend sind die Mädchen von der ‚Ritterlichkeit' der Jungen abhängig, sie scheinen nichts aktiv zu ihrem eigenen sexuellen Spaß beitragen zu können. Die ‚Prinzessinnen' haben Glück, wenn sie von einem ‚Ritter' auserwählt werden, und Pech, wenn sie einen ‚Nicht-Ritter' erwischen. Nicht erzählbar ist für die Jugendlichen weder, wie und dass Mädchen aktiv eine Liebesbeziehung (mit)gestalten können, noch, dass Mädchen die Möglichkeit haben, ihre Bedürfnisse aktiv bei den Jungen einzufordern. Den Jungen wird von den Jugendlichen die alleinige Handlungsmacht der Beziehungsgestaltung zugeschrieben. Die damit auch für die ‚Ritter' verbundenen Privilegien und Dominanz werden von den Jugendlichen verschleiert bzw. sie sind ebenso wenig erzählbar, da der ‚Ritter' in Abgrenzung zum ‚Anderen', zum ‚Nicht-Ritter', als ‚gute' und moderne Figur erscheint, die nicht mehr den tradiert-patriarchalen Machtanspruch verkörpert (Götsch 2014: 224ff.).

Von der ‚Schlampe' als unsichtbare Dritte in der Zweierbeziehung

Die Jugendlichen erzählen von der ‚Schlampe' in ähnlicher Weise wie vom ‚Nicht-Ritter' als der ‚Anderen'. Aber sie hat anders als der ‚Nicht-Ritter' eine feste Funktion in der heterosexuellen Liebesbeziehung: Sie fungiert als unsichtbare Dritte des Liebespaares, die gebraucht wird, um die patriarchalen Verhältnisse aufrechtzuerhalten. Nur wenn die ‚Schlampe' mitspielt, kann sich das heterosexuelle Paar in der großen Liebe

ideal ergänzen. Die ‚Schlampe' ist im Verständnis der Jugendlichen ein heterosexuell sehr aktives, promiskuitives Mädchen. Während promiskuitives Verhalten bei Jungen zu deren Aufwertung führt, werden Mädchen für das gleiche Verhalten abgewertet, wie das beispielhaft eine Gruppe von Berufsschülerinnen diskutiert:

C: aber sisch des isch zum kotzen (1) dann kriegen mädchen die mädchen diesen schlampenruf aber das machen ja die jungs auch so sie tun ja auch, (1) gä?
B: aber männer is es halt schwerer, weißt du.
C: Lwir sind halt die schlampen und bei denen is es dann BOA gut gemacht hast se flach gelegt.
B: mhm
D. eben.
C: Lund bei ihr so
D: ay schlampe, was für ne schlampe bisch du.
C: das isch schon hart, find ich so was eigentlich.
B: hey irgendwie männer werden ja au nich schwanger

Obwohl die Jugendlichen, wie es sich auch in obiger Gruppendiskussionspassage andeutet, diese unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe kritisieren, nehmen sie sie letztendlich als allgemeingültige soziale und naturgegebene Regel hin. Allerdings beschreiben einige wenige auch Strategien, wie Mädchen „wild" sein und dennoch der Abwertung als ‚Schlampe' entgehen können – womit sie die Bewertungsregeln jedoch nicht grundsätzlich infrage stellen, sondern sich ihnen lediglich entziehen. Für eine feste heterosexuelle Partner_innenschaft bzw. für die große Liebe, so die Jugendlichen, brauchen Jungen vielfältige heterosexuelle Erfahrungen, damit sie in der Liebesbeziehung sexuell erfahrener sind als ihre Partnerin und den aktiven Part in der Beziehung übernehmen können. Diese notwendigen Erfahrungen können Jungen nur mit den ‚Schlampen' machen. ‚Schlampen' wird entsprechend die Funktion zugeschrieben, den Jungen einerseits heterosexuelle Erlebnisse zu ermöglichen, damit diese eine Liebesbeziehung mit einer ‚Prinzessin' eingehen können. Andererseits schützen die ‚Schlampen' die ‚Prinzessinnen' davor, dass die Jungen mit ihnen sexuelle Erfahrungen sammeln müssen, womit sie einem „Schlampenruf" entgehen. Eine Gruppe Berufsschülerinnen diskutiert schließlich, dass sie als ‚Nicht-Schlampen' durch die Existenz von ‚Schlampen' aufgewertet werden: „wenn es keine Schlampen mehr geben würde, dann würde man die guten Mädchen gar nicht mehr schätzen". Während die ‚Prinzessinnen' als ‚Nicht-Schlampen' als ‚die große Liebe' geliebt werden können, bleibt ‚Schlampen' eine Liebesbeziehung verwehrt: „Eine Schlampe fickt jeder und trotzdem will sie keiner haben", so eine andere Gruppe von Berufsschülerinnen. Ähnlich wie die ‚Nicht-Ritter' werden die ‚Schlampen' in den Erzählungen der Jugendlichen auch dadurch zu ‚Anderen', indem sie als „unreife" Hauptschülerinnen markiert werden. Mit der Erzählung über die (heterosexuell) aktive ‚Schlampe' normalisieren die Jugendlichen schließlich auch die passiven ‚Prinzessinnen' (Götsch 2014: 236ff.).

Widersprüchliche Liebesnormen – modernisiertes Patriarchat

Die (heterosexuelle) Liebe wird von den Jugendlichen als modernisierte Zweierbeziehung erzählt, die nicht mehr tradiert-patriarchalen Geschlechternormen folgt, sondern

einerseits von freier Wahl und gleichberechtigten Aushandlungsprozessen und andererseits von geschlechterdifferenten und -hierarchischen Figuren wie ‚Schlampen', ‚Prinzessinnen', ‚Rittern' und ‚Nicht-Rittern' geprägt ist. Dieser Widerspruch zwischen Gleichstellungsnorm und hierarchischer Geschlechterdifferenz muss von den Jugendlichen offensichtlich nicht aufgelöst, sondern kann parallel erzählt werden. Ob es sich dabei lediglich um eine rhetorische Modernisierung (vgl. Wetterer 2003) handelt, muss offen bleiben. Jedoch erzählen die Jugendlichen damit die „Relativierung von Geschlechterdifferenzen einerseits und deren Re-Markierung andererseits" (Maihofer 2007: 301), was mutmaßlich auf widersprüchliche und komplexe Prozesse der gleichzeitigen Veränderung und Tradierung der Geschlechterverhältnisse (Maihofer 2007: 281ff.) bzw. des Patriarchats verweist. Der Grenzziehung der Jugendlichen zwischen althergebrachten Formen des Patriarchats und heutigem Patriarchat ist eine Beweisführung von Fortschrittlichkeit inhärent, die in der Gleichzeitigkeit von Modernisierungsnormen und patriarchalen Normen ihre Gültigkeit erhält. Wenn es früher schlimmer war, kann es in der Modernisierungslogik der Jugendlichen heute nur besser sein. Dann sind nicht nur Gleichstellung, konsensuelle Aushandlung und Selbstbestimmtheit Zeichen des Modern-Seins, sondern auch die heterosexuelle Liebe zwischen ‚Prinzessinnen' und ‚Rittern', in der Abgrenzung zu früher sowie zu zwangsverheirateten Muslima, zu unreifen Hauptschüler_innen, zu ‚Schlampen' und ‚Nicht-Rittern'. Mit der Gleichstellungsnorm und dem Modernisierungspostulat kann zugleich verschleiert werden, dass Aushandlungsprozesse auch Aushandlungen zwischen hierarchisierten Ungleichen sein können, womit Aushandlungen asymmetrisch werden. Heterosexuelle Liebe wird so zu einem modernisierten patriarchalen Projekt. Weibliche Abhängigkeit zeigt sich nun in der Abhängigkeit der Mädchen von ihrem Schicksal (ob sie einen ‚Ritter' oder ‚Nicht-Ritter' als Liebespartner abbekommen) und dem Wohlwollen, der ‚Ritterlichkeit' der Jungen. Männliche Dominanz zeigt sich in der den Jungen zugestandenen Handlungsmacht, die den Mädchen zugleich abgesprochen wird. Die rassifizierenden und klassizierenden Abgrenzungen von ‚Anderen' haben dann schließlich die Funktion, patriarchale Verhältnisse zu modernisieren und zu normalisieren. Diese Normalisierung ist zugleich Effekt symbolischer Macht, indem die patriarchalen Positionierungen der Mädchen und Jungen kollektiv als ‚richtig' und/oder ‚naturgegeben' erkannt, anerkannt und selbst in ihrem zaghaften Widerstand dagegen re-produziert werden.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, warum in der Geschlechterforschung kaum noch über das Patriarchat gesprochen wird, sondern sehr häufig über Geschlechterverhältnisse. Bezüglich der Analyse des Kapitalismus ist es selbstverständlich anzunehmen, dass es sich dabei nicht lediglich um eine Form der Ökonomie, d. h. um ökonomische Verhältnisse handelt, sondern um ein gesellschaftliches Herrschaftsverhältnis, das über spezifische Organisationsformen des Sozialen funktioniert (Aulenbacher 2015: 14ff.). Dies gilt in ähnlicher Weise für das Patriarchat: Der Begriff der Geschlechterverhältnisse verweist nicht explizit auf ein Herrschaftsverhältnis, ebenso wenig wie auf spezifische Funktionsweisen (Androzentrismus, Bipolarisierung, Hierarchisierung, Normalisierung) und die Interdependenz mit anderen Herrschaftsverhältnissen. Mit dem Patriarchatsbegriff ließe sich (wieder) analysieren, wie vergeschlechtlichte, strukturelle und alltagsweltliche Privilegierungen und Diskriminierungen in sozialen Praxen der In- und Exklusion, der Normalisierung und Abgrenzung sowie der Anerkennung und

Verkennung hergestellt, aufrechterhalten, modifiziert, bekämpft und zurückgewiesen werden; wie Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmuster, Lebens- und Liebesweisen einer patriarchalen Logik (nicht oder partiell) folgen. Es ließe sich zeigen, wie sich das Patriarchat in seiner Widersprüchlichkeit verändert und möglicherweise ähnlich wie der Kapitalismus seine Kritik produktiv integriert (Boltanski/Chiapello 2006: 69ff.). Warum also das Patriarchat nicht auch beim Namen nennen?

Literaturverzeichnis

Aulenbacher, Brigitte (2015). Alles Kapitalismus? Zur Freilegung von Herrschaft durch die (pro-) feministische Gesellschaftstheorie, Sozialphilosophie und Geschlechterforschung. In Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf & Susanne Völker (Hrsg.), *Feministische Kapitalismuskritik* (S. 14–53). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bethmann, Stephanie (2013). *Liebe – Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Bohnsack, Ralf (2007). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.

Boltanski, Luc & Chiapello, Ève (2006). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.

Bourdieu, Pierre (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Cyba, Eva (2000). *Geschlecht und soziale Ungleichheit. Konstellationen der Frauenbenachteiligung*. Opladen: Leske + Budrich. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-322-97471-6

Cyba, Eva (2008). Patriarchat: Wandel und Aktualität. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (2. erw. u. akt. Aufl., S. 17–22). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Degele, Nina & Götsch, Monika (2014). Rhetorische Modernisierung reifiziert. In Gerlinde Malli & Susanne Sackl-Sharif (Hrsg.), *Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen* (S. 37–49). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Dietze, Gabriele (2009). Okzidentalismuskritik, Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung. In Gabriele Dietze, Claudia Brunner & Edith Wenzel (Hrsg.), *Kritik des Okzidentalismus: Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-) Orientalismus und Geschlecht* (S. 23–54). Bielefeld: transcript.

Engel, Antke (2008): Gefeierte Vielfalt. Umstrittene Heterogenität. Befriedete Provokation. Sexuelle Lebensformen in spätmodernen Gesellschaften. In Rainer Bartel (Hrsg.), *Heteronormativität und Homosexualitäten* (S. 43–63). Innsbruck: StudienVerlag.

Fludernik, Monika (2010). *Erzähltheorie. Eine Einführung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Götsch, Monika (2014). *Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen*. Opladen: BudrichUniPress.

Kabasci, Kirstin (2009). *Narration als Werkzeug der Kognition in der frühen Kindheit. Ein Fachbuch über frühkindliches Erzählen unter humanwissenschaftlichen Sichtweisen*. Hamburg: Diplomica.

Kelle, Udo & Kluge, Susann (2010). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92366-6

Klinger, Cornelia (2004). Macht – Herrschaft – Gewalt. In Siglinde K. Rosenberger & Birgit Sauer (Hrsg.), *Politikwissenschaft und Geschlecht* (S. 83–105). Wien: WUV.

Klinger, Cornelia (2008). Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In Cornelia Klinger & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz* (S. 38–67). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Mader, Elke (2008). *Anthropologie der Mythen*. Wien: Facultas.

Maihofer, Andrea (2007). Gender in Motion: Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In Dominique Grisard, Jana Häberlein, Anelis Kaiser & Sibylle Saxer (Hrsg.), *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung* (S. 281–315). Frankfurt/Main: Campus.

Nohl, Arnd-Michael (2012). *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis.* Wiesbaden: Springer VS.

Pollert, Anna (1996). Gender and Class revisited: or the Poverty of ‚Patriarchy'. *Sociology*, *30*(4), 639–659. http://dx.doi.org/10.1177/0038038596030004002

Schmidt, Gunter (1998). *Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Soiland, Tove (2012). *Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie*. Zugriff am 26. Juni 2015 unter www.portal-intersektionalitaet.de.

Walby, Sylvia (1990). *Theorizing Patriarchy*. Oxford: Basil Blackwell.

Wetterer, Angelika (2003). Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 286–319). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Zur Person

Monika Götsch, Prof. Dr., Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialstrukturanalyse insbesondere in den Bereichen Familie und Gender an der Hochschule Esslingen. Arbeitsschwerpunkte: heteronormative Geschlechterverhältnisse, Sexualität, Trans*gender (im neoliberalen Sozialstaat), Wissens- und Wissenschaftssoziologie, qualitative Sozialforschung.
E-Mail: monika.goetsch@hs-esslingen.de